
Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 227. Bromberg, den 8. November 1927.

Blitz.

Der Roman eines Wolfshundes.

Von H. G. Evarts.

(14. Fortsetzung.

Ähnlich wie Blitz ein Tier von ungewöhnlichen Eigenschaften war, so waren auch diese zwei Männer in ihrer Art ganz außerordentliche Charaktere. Schwerlich wäre irgendeine Überraschung imstande gewesen, sie aus der Fassung zu bringen. Trotzdem schien es dem einen, der auf der Lauer stand, an der sonstigen Entschlossenheit zu fehlen; doch schon erhob er sich hinter seiner Deckung und griff mit der Rechten nach der Pistole an seiner Seite.

Ohne einen Laut von sich zu geben, schnellte Blitz vor. Die Pistole war schon halb aus der Tasche herausgezogen, als seine Zähne den Vorderarm packten und ihn vom Ellbogen bis zum Handgelenk aufschlitzten. Der Mann ließ die Waffe zu Boden fallen.

Die Wucht des Ansprungs ließ Blitz zu Boden stürzen und unter das Gewirr der Baumstämme rollen. Nicht einmal diese blitzartige Überraschung und der furchtbare Schmerz hatten Hartes Sinne zu betäuben vermocht. Die einzige Wirkung war ein kurzes keuchendes Atemholen und ein hastiger Griff nach der zweiten Pistole.

Um Blitz wäre es jetzt sicher geschehen gewesen, hätte nicht der zweite Mann ebenso plötzlich in den Kampf eingegriffen wie Harte selbst. Er hatte den Angriff des Hundes auf den Mann, der sich am Abhang erhob, gesehen und sprang im gleichen Augenblick sechs Fuß von dem Mädchen fort. Mit der Hand fuhr er in die Innenseite seines Rockes, wo er die Pistole verborgen hatte.

Auch jetzt, angesichts dieser verzweifelten Situation verlor Harte seine Ruhe nicht. Anstatt auf Blitz zu schießen, richtete er die Pistole, die er mit der heilen, linken Hand ergriffen hatte, auf den Mann unten, seinen verletzten rechten Arm bog er ein, um seine Kehle vor einem neuen Angriff des Wolfes zu schützen. Zwei Schüsse knallten gleichzeitig und kaum hatte Blitz seine Zähne in Hartes Schultern geschlagen, so stürzte sein Opfer hinter der Deckung zusammen. Wie ein Pfeil schnellte Blitz hinweg und schon sah er den zweiten Mann schlaff niedersinken und auf dem Pfad zusammenbrechen.

Blitz suchte Schutz hinter einem Baumstamm. Beide Männer lagen stumm und reglos auf dem Boden. Er hörte Betty aufschluchzen, während sie neben dem älteren Mann niederkniete, dann erblickte er Moran, der in langen Sätzen herbeieilte, durch das krachende Unterholz brach und über Baumstämme sprang, die ihm den Weg versperrten. Blitz zog sich noch weiter zurück. Er spürte, daß zwei Menschen im Sterben lagen, ahnte auch, daß hier nicht alles in Ordnung sei und er selbst vielleicht für das Geschehene verantwortlich gemacht werden könnte. Der Menschen Denkungsweise war manchmal recht merkwürdig. Blitz hielt sich versteckt.

Moran fand Betty neben dem Unbekannten kniend.

„Wo ist der Zweite?“ fragte er.

„Dort oben“, antwortete sie, den Abhang hinaufzeigend. „Aber er ist tot, geh nicht hin — ich brauche dich hier — hilf meinem Vater!“

Moran kniete neben ihr nieder und begann das Flanellhemd des Verwundeten aufzuknöpfen.

„Ich will tun, was ich kann“, sagte er.

Der Sterbende öffnete die Augen und schüttelte den Kopf.

„Zu spät, mein Sohn“, sagte er, „es ist gut, daß es so gekommen ist. Kümmere dich nur um Betty und rette sie vor Nash!“ Er lächelte seiner Tochter zu und schloß die Augen.

Im Gehölz draußen erhob Blitz ein Geheul — es klang nicht wie sonst, sondern wie das Klagen eines Hundes; nie vorher hatte er einen solchen Ton gefunden.

Moran sprang plötzlich auf. Aus dem Dickicht, wenige Fuß über ihm auf dem Abhang ward eine Stimme hörbar: „Wie kommt es nur, daß ein Hund es fühlt, wenn ein Mensch im Sterben liegt?“

Moran fand Harte ausgestreckt hinter einem Baumstamm liegen.

„Sie kennen mich nicht, Moran?“ sagte er. „Ich bin Calvin Harte; es ist sonderbar, wie's manchmal im Leben zugeht. Kein Mensch konnte mich unterkriegen, solange ich meiner Sinne mächtig war. Ein einziges Mal in meinem Leben habe ich den Kopf verloren und da liege ich nun. Ich hatte das Mädchen schon früher einmal gesehen, da hat man mich hergeschickt, um mit Ihnen abzurechnen. Ich bekam das Mädchen zum zweitenmal vor die Augen, und ihr Anblick stieg mir derart zu Kopf, daß ich hier herumlümmelte und mich nicht sattsehen konnte. Ich wollte das Mädchen für mich nehmen, sobald ich mit Ihnen fertig geworden wäre. Dieses verdammte Zaudern habe ich jetzt zu büßen. Ja, so geht es immer: einmal den Verstand verloren, und schon ist auch das Leben hin.“

„Wer hat Sie hergeschickt?“ fragte Moran.

Harte schüttelte lächelnd den Kopf. „Wenn's auch mit mir zu Ende geht, einen solchen Dienst dürfen Sie von mir nicht verlangen!“

Nach einem kurzen Schweigen kam er auf seine ursprüngliche Frage zurück.

„Wie ist es nur zu erklären, daß ein Hund zu melden vermag, wenn ein Mensch im Sterben liegt?“ fragte er. „Sie sind doch Naturforscher, erzählt man mir, da müßten Sie doch Bescheid wissen!“

Moran glaubte zu träumen, so unwirklich erschien ihm diese Szene. Dort kniete Betty neben ihrem Toten, und dieser Mann hier, der mit dem Tode rang, quälte sich mit einem Naturrätsel ab und stellte seine Frage mit einer Ruhe, als ob er noch hundert Jahre zu leben hätte, nicht aber bloß wenige Sekunden. Harte erriet diese Gedanken.

„Ich will das Weilchen, das ich noch Zeit habe, doch lieber verplaudern, als dummen Gedanken nachgehen,“ sagte er. „Und dieser Gegenstand ist passend wie kaum ein anderer. Sagen Sie mir doch endlich, wie ist das zu erklären?“

„Der Hund riecht es,“ sagte Moran, der Laune des Sterbenden willfahrend. „Ein Geflügelhund erkennt sofort, ob er ein totes oder wundes Tier vor sich hat. Vor einer verwundeten Wachtel macht er halt und erst in dem Augenblick, da sie verendet, apportiert er sie. Das macht der Unterschied im Geruch. Darin liegt wahrscheinlich auch die Erklärung dafür, daß er den Moment wittert, da eines Menschen Leben zu Ende geht.“

„Klingt nicht dumm,“ sagte Harte. „Ich danke! Will hoffen, daß Sie Glück haben, Moran! Sieht aber leider nicht so aus!“ Er schloß die Augen.

Zum zweitenmal erhob sich jetzt das Klagegeheul des Hundes und begleitete die Menschenseele, die eben hinüberwanderte. — — —

Sinnend stand Moran da und blickte auf den Toten nieder, da hörte er Blitz' warnendes Knurren. Ein Stampfen von Hufen und ein Geräusch wie von schwer bepackten Tieren war hörbar. Vater Kinneys Packpferde kamen langsam den Wildpfad herauf.

*

Achtzehntes Kapitel.

Kinney und Moran saßen auf dem Felsenplätzchen oberhalb der Hütte, Blitz lag ausgestreckt neben ihnen. Mißtrauisch heftete er seinen Blick auf Kinney, so oft dieser ein Wort sprach oder die geringste Bewegung machte. Seit Blitz bei dem Mädchen lebte, hatte sich sein Wesen nach und nach wieder geändert. Er war fast derselbe wie damals, als ihn Moran in der Bar T Farm zurückgelassen hatte. Die Ankunft Morans hatte diesen Wechsel noch deutlicher gemacht. Blitz selbst war sich dieser Änderung nicht bewußt, die eine ganz natürliche Folge seiner erneuten Verbindung mit Menschen war. Aber Moran entging sie nicht. Sein Verhalten gegen die Menschen war jetzt mehr das eines Hundes als eines Wolfes. Er fürchtete Kinney nicht, aber er nahm es ihm sehr übel, daß er in sein Leben voll Glück und Zufriedenheit eingedrungen war. Das einzige, was ihn an Kinneys Ankunft freute, waren die Pferde, die der Alte mitgebracht hatte. Diese seine alten Lieblinge hatten in Blitz das stolze Verantwortungsgefühl längst vergangener Tage wiedererweckt, da er noch Nacht für Nacht Aufseher über Morans Pferde gewesen war. Kinney hatte die Tiere am Abend seiner Ankunft auf die Weide getrieben und von da ab hielt Blitz eifersüchtig Wache. Er machte keinen Unterschied zwischen Kinneys und Morans Pferden, die er alle auf einer Wiese ungefähr eine Meile unterhalb der Hütte beisammenhielt. Sie waren ermüdet von der langen Reise über die Wapiti-Wasserscheide und weideten und ruhten abwechselnd, ohne zu versuchen, durchzugehen. Dies war für Blitz eine leichte Enttäuschung, denn er sehnte sich nach einer der langen Jagden hinter solchen Ausreißern. Von seinem Platze aus konnte er sie überblicken, wie sie auf der offenen Wiese grasten.

Kinney und Moran waren sehr einsilbig. Beide mußten an Bettys Vater denken, den sie eben begraben hatten, nahe der Hütte, die er vor langer Zeit gebaut. Außer diesen drei Menschen hier und Nash wußte keine Seele, daß der gesetzte Newyorker Geschäftsmann und der wilde Reiter aus den Tetons, dessen Tollkühnheit vor nahezu fünfzig Jahren fast sprichwörtlich gewesen war, ein und dieselbe Person waren. Kinney schien des Toten Vergangenheit genau zu kennen, und wieder mußte Moran an die Gerüchte denken, die Vater Kinney mit Teton Jacksons Bande in Verbindung brachten.

„Er war mein Freund, Moran!" unterbrach der Alte sein nachdenkliches Schweigen. „Als junger Bursche war er wilder als ein Raubvogel — aber ein braver, aufrechter Kerl war er immer. Damals herrschten andere Anschauungen als heutzutage, es war ein frischerer Zug in allem, man hatte ein weiteres Gewissen und war nicht engherzig. Wenn ich an diese Jahre zurückdenke, so muß ich mir zwar sagen, daß mein Weg nicht immer der beste gewesen ist, aber vergiß nicht, Moran, damals hieß man noch nicht unehrlich, wenn man wacker zuzugreifen verstand. Fast jeder zweite von den Leuten, die heute in dieser Gegend in behaglichem Wohlstand leben, hat vor Jahren mit nichts anderem begonnen als mit Lasso und Flinte. Die Hälfte dieses Landstriches stand auf Teton Jacksons Seite. Er war sozusagen der König dieser Gegend. Ich habe gehört, daß man ihn hie und da in einem Atem mit dem Gesindel nennt, das sich jetzt hier verborgen halten soll. Man behauptet sogar, daß sie mit ihm etwas zu tun haben. Das ist alles Lüge. Wenn solches Gesindel sich hier herumtreibt, so ist das bloß darauf zurückzuführen, daß diese Gegend eine Unzahl natürlicher Schlupfwinkel bietet, nicht aber weil sie irgend etwas mit Teton Jackson gemein hätten. Im Gegenteil, er würde diesem jämmerlichen Diebsvolk übel mitgespielt haben, hätte er noch hier seinen Aufenthalt gehabt. Das sind Kerle einer ganz anderen Sorte. Hüte dich, mein Sohn, Bettys Vater derart zu beurteilen. Teton Jackson war ein ganzer Mann!"

Moran legte seine Hand auf des Alten Arm.

„Keine Verteidigung, Vater Kinney", sagte er. „Er hat sein Leben geändert, als er sah, daß es schlecht war. Und sein neues Leben war mehr als versöhnlich, ich danke dir für die Aufklärung, deine Worte haben mir wohlgetan!"

Blitz hatte inzwischen unausgesetzt in eine bestimmte Richtung geblickt. Moran fiel dieses Benehmen auf. Er richtete seinen Blick dorthin. Die Pferde waren ruhig. Irgend etwas anderes mußte es sein, was des Hundes Interesse so lange in Anspruch nahm. Er blickte wieder hinaus, das Tal hinunter. Ungefähr fünf Meilen weit, wo es sich verbreiterte und die Wiesen des Thoroughfare begannen, sah er eine Rauchsäule aufsteigen.

Moran stellte sein Glas darauf ein. „Ein Lagerplatz," sagte er nach einigen Minuten. „Ich kann ihn nicht sehen, ein Hügel versperrt mir die Aussicht, aber ein Mann treibt gerade die Pferde auf die Wiesen hinaus. Es muß eine größere Gesellschaft sein, ich zähle mehr als dreißig Pferde. Ich will hinunter und sehen, was das für Leute sind."

„Kann nicht schaden," antwortete Kinney und nickte zustimmend.

Moran rief den Hund und machte sich nach dem Lagerplatz auf. Als sie an ihren Pferden vorbeikamen, überzeugte sich Blitz noch rasch, ob hier alles in Ordnung sei. Je näher sie ihrem Ziele kamen, desto unruhiger wurde der Hund. Sie trafen auf zahlreiche Menschenspuren. Moran wendete keinerlei Vorsicht an und ging geradeswegs auf den Lagerplatz los. Blitz schloß daraus, daß sein Herr dort Freunde anzutreffen hoffte. Mancherlei böse Erfahrungen aus früheren Tagen hatten ihn belehrt, daß er nur in Begleitung eines Menschen vor anderen sicher sei. War er allein, so schoß man auf ihn, kaum daß er sich zeigte. Deshalb hütete er sich, vorauszueilen, um als erster den Lagerplatz der Fremden zu besehen, wie es jeder andere Hund unfehlbar getan hätte, sondern blieb vorsichtig einige Schritte hinter Moran zurück.

Einige Männer, die in der Nähe des Lagers beschäftigt waren, musterten neugierig die beiden Ankömmlinge. Als Moran auf fünfzig Yard herangekommen war, setzte sich einer der Leute, die ums Feuer lagen, auf und schob lässig einen mächtigen, rußgeschwärzten Kaffeetopf mit einer Fußbewegung an den Rand des qualmenden Feuers. Die Entfernungen in den Gebirgen des Westens sind beträchtliche und naturgemäß ist das erste, woran man denkt, wenn Besuch erscheint, eine entsprechende Bewirtung. Des Mannes Bewegung geschah nahezu unbewußt, lediglich aus alter Gewohnheit. Sie begrüßten Moran mit einem kurzen Nicken und als er bei ihnen stand, hob ein anderer ein Tuch auf, das die Reste ihrer Mittagsmahlzeit bedeckte.

„Vielen Dank, Kameraden, bin nicht hungrig," lehnte Moran ab. Er setzte sich ans Feuer und drehte sich eine Zigarette aus dem Tabak, den man ihm anbot.

Einer aus der Gesellschaft befragte Moran über die Aussichten einer Bärenjagd hier und sofort besprachen alle mit Begeisterung diesen Gegenstand. „Hab' zeitlebens in Vermont gelebt," sagte der Mann, der den Kaffeetopf ans Feuer geschoben hatte. „Möchte zu gerne einmal einen Bären schießen."

Moran sah ihn erstaunt an. Sein instinktives Heranschieben des Kaffeetopfes war charakteristisch für den Westler. Die Gastlichkeit eines Mannes aus dem zivilisierten Osten wäre vielleicht ebenso prompt gewesen, hätte aber niemals gerade diese Form angenommen. Die lederne Gesichtsfarbe und das durch die unausgesetzte Einwirkung der Sonne erworbene Blinzeln der Augen bewiesen, daß diese Männer an ein Leben in der freien Natur gewöhnt waren. Das war keine Gesellschaft von Ausflüglern. Pistolentaschen, Patronengürtel und Gewehre waren alt und abgenützt, ebenso ihre Kleider. Die Sättel, die auf einem Baumstamm in der Nähe beisammen lagen, hatten zerschlissene Decken und an den Gewehrkolben, die darunter hervorguckten, erkannte man, daß die Waffen alle gleichen Systems waren — durchwegs Winchester-Karabiner. Aus irgendeinem Grunde wollten sie ihn scheinbar in dem Glauben belassen, daß sie bloß der Bärenjagd wegen ins Gebirge heraufgekommen wären.

Moran lächelte und die Leute merkten bald, daß sie keinen Neuling, sondern einen ihresgleichen vor sich hatten, der recht gut wußte, daß sie ihn anschwatzten. Aber kein einziger von ihnen zeigte Lust zu einer freiwilligen Auskunft über die wahren Gründe ihres Hierseins. Allerdings belästigten sie ebensowenig Moran mit ähnlichen Fragen.

„Famoser Hund," sagte der mit dem Kaffeetopf. Alle drehten sich um und warfen bewundernde Blicke auf Blitz.

„Zum Teil Wolf — zum Großteil Wolf", sagte er mit Kennermiene. Er streckte seine Hand nach Blitz aus. „Komm her, Bursche!" rief er in befehlendem Tone.

Blitz wich steif zurück.

„Er hat seine Eigenarten," erklärte Moran. „Ich habe ihn aufgezogen und er läßt sich von niemandem berühren als von mir."

„Wir würden trotzdem bald gute Freunde sein," erwiderte der andere hartnäckig. „Diesen Hund möchte ich gerne haben. Ich besitze ein Packpferd," betonte er mit unverkennbarer Absicht, „das sieht fast so bös drein wie Ihr Wolf. Es stößt, schlägt, bockt und beißt zu gleicher Zeit, aber Mensch — Sie sollten sehen, wie es gebaut ist! Und was es schleppen kann! Ist gar nicht dick und wiegt doch volle elfhundert Pfund, ist übrigens auch in den Bergen aufgewachsen."

„Von Vermont?" fragte Moran mit übertriebener Höflichkeit. Ein ärgerliches Fluchwort entfuhr dem angeblichen Vermonter.

„Wollen Sie tauschen?" sagte er kurz.
Moran schüttelte den Kopf.
„Den Hund verkaufe ich nicht."
Einer der Männer sprang plötzlich auf und lief nach dem Weideplatz der Pferde. Er kehrte in großer Hast zurück, nahm ein Pferd, das in der Nähe angepflockt stand, beim Zügel und führte es zu dem Baumstamm, auf dem die Sättel lagen.
„Reißen die Pferde aus?" fragte Moran, während der Mann einen Sattel auf das Pferd warf.
„Nicht mehr zu sehen," rief der Mann aus. „Hab' völlig vergessen, daß an mir die Reihe war, die Pferde zu überwachen."
„Ich kann euch die Mühe ersparen," bot sich Moran an. Er ging mit Blitz eine Anhöhe hinauf und zeigte mit dem Arm talaufwärts.
„Pferde! Pferde!" sagte er. „Geh, bring sie, Bursche! Bring sie zurück!" Blitz raste fort.

(Fortsetzung folgt.)

Der Totengräber.

Von Dr. L. Franck.

Wer kümmert sich viel um Herkunft und Betätigung der einzelnen im unendlichen Reich der Kerbtiere, im besonderen um die Käfer? Ihre Schar ist zu unermeßlich, die einzelnen sind zu klein und wie es scheint zu unbedeutend für das Ganze, um selbst der Aufmerksamkeit des Wanderers wert zu sein. Und doch — wer möchte es wohl leiden, wenn etwas Totes auf dem Sommerweg umherliegt, und wäre es nur eine Blindschleiche, eine Eidechse, ein Frosch ,oder wenn ein toter Maulwurf, ein Vogelleichnam uns die Waldnische verpestet?

Für diese kleinen Toten, die durch den Fußtritt des Wanderers oder sonst ein Mißgeschick zugrunde gingen, hat die Natur ihre besonderen Bestatter und Feldreiniger angestellt, kleine Leute aus dem Kerbtierreich, von denen die einen für eine möglichst schnelle Zersetzung und Auflösung des toten Körpers sorgen ,wie die Aaskäfer, Pelz- und Speckkäfer, andere für ihre wirkliche Bestattung im Erdboden. Der kräftigste dieser Art, sicher mehr durch seinen Namen als durch seine Wirksamkeit bekannt, ist der gemeine Totengräber. Während die anderen Insekten den verendeten Körper angehen, um ihren Hunger zu stillen, alsbald ihre Eier daran abzulegen und die Larven zu nähren, so daß sich der Verwesungsprozeß aufs schnellste vollzieht und der Leichnam bis auf die Knochen gereinigt wird, hat der Totengräber, wo er eine Leiche findet, zunächst nur die Bestattung im Auge, die Einsargung des toten Körpers unter die Bodenerde.

Dort auf dem Wiesenfeldweg liegt seit einigen Tagen ein toter Maulwurf. Der Grabspaten eines Bauern mag ihm den Garaus gemacht haben. Aber heute schon sehe ich einen schönen, gelbgebänderten Käfer mit der ersten Versuchsarbeit an ihm tätig. Wer will sagen, auf welche Entfernung hin der Totengräber Witterung von ihm bekommen hat? Und für uns ist die Leiche noch nicht einmal in der Nähe ruchbar. Jetzt klettert er über den ganzen Körper hinweg, wie um seine Größe abzumustern, dann verschwindet er darunter, stemmt und hebt, als wolle er das Gewicht des Leichnams prüfen. Der Tote beult und bewegt sich unter den starken Schultern des Käfers. Aber schon tauchen die Fühler mit dem gelben Kopf wieder hervor, Halsschild und Körper folgen nach, und dieselbe Prüfungsarbeit setzt sich neben, über und unter dem Maulwurf herum fort. Eine gewisse Ratlosigkeit spricht aus dem Gebaren, so behend sich der Käfer auch dabei benimmt.

Als ich am Nachmittag, etwa drei Stunden später, an dieselbe Stelle zurückkehrte, war der Maulwurf schon zur Hälfte in der Erde verschwunden. Sollte das der eine Käfer allein zustande gebracht haben, fragte ich mich und kehrte den Maulwurf mit dem Spazierstock auf die andere Seite. Statt des einen Totengräbers fand ich jetzt drei bei der Einscharrungsarbeit beschäftigt, ein Weibchen und zwei Männchen. Allerdings wurden sie sehr unwirsch über den unvermuteten Eingriff, und einer, der dabei auf den Rücken fiel, gab das durch laut vernehmbares Quietschen kund, indem er seine Hinterleibsringe gegeneinander rieb. Ich gehorchte und legte den Maulwurf wieder auf die andere Seite.

Am Abend machte ich meinen dritten Gang nach dem kleinen Toten. Der Maulwurf war vollständig eingesargt. Die Käfer hatten so viel Erde darunter weggegraben, daß der Leichnam durch sein eigenes Gewicht allmählich in der Grube verschwunden war. Am nächsten Tage zeugten nur noch einige Häufchen Erde darüber und daneben davon, daß sich hier die Gruft des Toten befinden mußte. — Was aber bezwecken die Käfer mit dieser Bestattungsarbeit? Wollen sie lediglich die Hygieniker für Feld, Flur und Wiese spielen? Auf diese Weise hätten wir ihre Arbeit wieder nach unserem Vorteil, nach Nutzen und Schaden ausgelegt. Doch so wenig der Totengräber bei dieser Bestattung auch an sich selbst gedacht, so wenig Speise er von dem Leichnam zu sich genommen hat, sein ganzes Streben galt doch nur seiner Familie, seiner Fortpflanzung. Sobald die Leiche beerdigt ist und den gewünschten Bedingungen genügt, legen die Weibchen ihre Eier hinein Die auskriechenden Larven fressen dann mit denen der Aaskäfer und Speckkäfer zusammen innerhalb vierzehn Tagen den ganzen Inhalt bis auf die Knochen auf, wobei die alten Totengräber jetzt selbst mithelfen. Ihre lanzettförmigen Larven, zwar weiß und nackt, doch denen der Laufkäfer ähnlich, verpuppen sich sehr bald, da der Vorrat bei so vielen Gästen schnell aufgezehrt ist. Allerdings muß die vermodernde Speise, die für unseren Magen Gift bedeuten würde, für die Larven von fabelhaft nährender Wirkung sein, da die Verwandlung anderer Käfer mindestens das Doppelte und Dreifache der Zeit in Anspruch nimmt. Innerhalb von drei Wochen ist hier bereits ein neues Geschlecht von Totengräbern zur Welt gebracht, die demselben Berufe nachgehen wie die Alten. Aber auch deren Wirksamkeit ist mit der einen Bestattung meist noch nicht beendet. Waren es mehrere Totengräber, etwa 4—6, die eine verhältnismäßig große Leiche, vielleicht ein Eichhörnchen begruben, so findet man nach der Versenkung meist nur Weibchen mit einem Männchen in dem toten Körper. Die anderen Männchen haben sich, nachdem sie bei dem Begräbnis mitgeholfen, bescheiden in die Nachbarerde zurückgezogen oder die Grabstätte verlassen, um anderswo die gleichen Dienste zu verrichten. Im Sinne des großen Naturgesetzes wollten sie nur den Weibchen und damit dem folgenden Geschlechte ihre Kräfte zur Verfügung stellen. Wie die Grabschaufeln ihrer Ahnen ihnen dermaleinst das Leben geschenkt haben, so arbeitet auch das neue Geschlecht wieder nach dem Wahlspruch: „Grabe, Spaten, grabe, — Alles was ich habe, — Dank' ich, Spaten, dir."

Die zahmen Bären im Yellowstone Park.

Von Frau Gloria Lorenz-Fader.

Ein strenges Gericht und ein unsicherer Kläger. — Eine Studie in schwarz und braun. — Petz und die Suppe. — Andere Missetaten. — Der Bär und das Eichkätzchen.

Strenges Gericht hielt man bei den Jägern des Yellowstone Parks, des gewaltigen amerikanischen Naturschutzgebietes. Mr. Pork aus Chicago behauptet, von Meister Petz nicht nur angebettelt, sondern auch gebissen worden zu sein. Das durfte nicht ungerächt bleiben. Der aufgeregte Tourist tobte, man müsse den Missetäter erschießen. „Well", meinte einer der Aufseher, der mit seinen Gefährten einen verstohlenen, lustigen Blick austauschte. „Wollen sehen, ob wir ihn finden." — Und schon waren wir auf dem Wege nach der Stelle der bösen Tat. Wirklich, da saß Meister Petz am Wege und leckte sich die Pfoten. Lustig blinzelte er in die Sonne und nach seinen Gefährten hinüber, die drüben am Waldrand ihr Mittagsschläfchen hielten. „Also, nun zeigen Sie uns einmal den Bösewicht!" forderten die Beamten das Opfer auf. Aber der konnte es nicht, konnte es wirklich nicht, denn zu sehr ähnelten sich die schönen, wohlgenährten Tiere. Und so blieb auch diese Missetat ungerächt. „Wir können doch nicht alle Bären erschießen, wegen einer solchen Lappalie", erklärte der Führer. Der Tourist wurde krebsrot im Gesicht, sagte aber nichts. Immerhin wußten wir, daß Meister Petz einen grimmigen Feind mehr auf der Welt hatte, und froh sein mußte, daß er sich in einem Gehege unter der wohlwollenden Obhut von Onkel Sams Parkwächtern befand. Sein Verbrechen aber war, daß er ein bißchen wegelagerte. Er hatte sich mitten auf die Straße gestellt, und so sehr auch der Tourist seine Autohupe ertönen ließ, es fiel ihm gar nicht ein, seinen Platz zu verlassen. Drei Personen waren in dem Wagen, der betreffende Mr. Pork aus Chicago, seine Tochter und ein schwarzer Chauffeur. Vielleicht gefiel dem Meister Petz die Farbe des Negers nicht, oder er roch eine Tafel Schokolade, die Miß Mabel gerade verzehrte. Jedenfalls mußte der Neger halten. Meister Petz streckte seine neugierige Nase in den Wagen, während der Neger auf der anderen Seite herunterpurzelte und Miß Mabel Zetermordio schrie. Sie warf ihm ihren Lippenstift hin, aber das genügte ihm nicht, er wollte die Schokolade haben. Und da Mr. Pork aus Chicago das nicht einsehen wollte, kam es zu dem erwähnten Biß und der peinlichen Gerichtsszene, die so ergebnislos verlief. Außerdem behauptete Meister Petz seinerseits, daß bei einem Verhältnis von 200 000 Touristen (jeden Sommer) zu 300 Bären

solche Szenen ganz unvermeidlich seien. Die Touristen seien wirklich zu neugierig und aufdringlich und müßten von Zeit zu Zeit daran erinnert werden, daß er, Meister Petz, wirklich nicht zu den degenerierten Bären gehöre, als die sie verschrien seien, sondern noch ein natürlicher wilder, anständiger Bär sei. Außerdem seien die meisten Menschen wirklich nicht sehr klug und verstünden eben nicht, was ein Bär eigentlich wolle.

Es gibt im Yellowstone Park Zeltlager für die Ausflügler. Kam da doch einmal Meister Petz vorbei und guckte in eins der netten Zelte. Der Koch war gerade ausgegangen, um Wasser zu holen und hatte ein schönes Stück Fleisch angebraten auf dem Herd stehen lassen. Petz mußte natürlich seine Nase in die heiße Suppe stecken, mit dem Erfolg, daß er wie ein Clown aus dem Zelt tanzte, dem Koch geradewegs in die Arme. Nachdem die Schnauze etwas abgekühlt war, begab er sich in ein anderes Zelt, wo er aber einen seiner Gefährten traf und ihn für sein Unglück mit der Schnauze verantwortlich machte. Es entstand ein lebhafter Wortwechsel, und er endete damit, daß man sich ein bißchen vom Baum zu Baum jagte, zum größten Gaudium der Zeltlageristen.

Andere Missetaten wissen die Wächter des Parks selbst zu erzählen. Meister Petz fand eines Tages, im Winter, eine nette kleine Erfrischungshütte, die ihm ausgezeichnet gefiel. Er beschloß sofort, sich hier häuslich niederzulassen. Zwei Wächter brauchten einen ganzen Nachmittag dazu, um ihn zu überzeugen, daß die Hütte nicht der geeignete Platz für ein Bärenquartier sei. Dafür rächte er sich. Alle Fensterscheiben waren entzwei, und der Vorrat, der den beiden Wächtern für einige Wochen reichen sollte, war verschwunden oder unbrauchbar. — Was Meister Petz nicht leiden kann, das ist Geräusch. Ein Parkwächter erzählt, daß es ihm in einem ziemlich abseits gelegenen Blockhaus nicht möglich war, zu schlafen, denn jede Nacht leistete ihm ein Bär Gesellschaft. Meister Petz bestand darauf, eingelassen zu werden. Der Wärter war eine Seele von einem Kerl, aber schließlich wurde es ihm doch zu bunt und er hing einige Eimer mit alten Metallteilen, Nägeln etc. auf. In der folgenden Nacht gab es einen heillosen Spektakel. Dieses Mal war das Abschreckungsmittel erfolgreich.

Daß die Bären des Yellowstone Park nicht immer die harmlosen Gesellen sind, als die man sie lobt oder mißachtet, geht aus der Erzählung eines Autobusführers hervor, der eine Ladung Yankees herumführte. Ein Newyorker verließ trotz der Warnung des Führers den Autobus, um ein junges Bärchen mit der Mutter zu photographieren. Beiden gefiel jedoch die Prodezur durchaus nicht. Der Mann hatte, als er aus dem Wagen kletterte, hübsche, nagelneue, helle Flanellhosen an. Überhaupt alles war neu, von Kopf bis zu Fuß, sogar die Kamera. Den Rest der Fahrt machte er in einer Decke, die ihm der mitleidige Autobusführer lieh, und in die er sich sorgfältig einhüllte. Die schönen Kleider waren absolut nichts mehr wert, so wenig Verständnis hatte Meister Petz für die teuren Sachen. Einmal beobachtete ich selbst eine hübsche Szene. Ein Bär hatte es sich am Fuße eines Riesenbaumes bequem gemacht und alle Viere von sich gestreckt. Unglücklicherweise lag er auf einem Haufen Tannenzapfen und Früchte, die sich ein Eichkätzchen mühsam zusammengesucht hatte. Das Eichkätzchen sprang erregt auf einem Ast umher und warf Meister Petz die größten Verbalinjurien an den Kopf. Schließlich, als das nichts half, bewarf es ihn mit neuen Zapfen, und zwar solange und so ausgiebig, bis sich der Bär brummend weiter trollte. Als er verschwunden war, kam das Eichkätzchen herunter und zählte seine Schätze nach, immer noch wild fluchend und mit beleidigenden Äußerungen um sich werfend.

„Haben Sie schon einmal eine ganz geradegewachsene Banane gesehen?"

Eine Londoner Jazzsensation.

Die Londoner Tanzwelt durchlebt zurzeit starke Erschütterungen. Es geht diesmal zwar nicht um einen neuen, die Welt, in der man sich nicht langweilt, erschütternden Tanz, aber trotzdem berührt die neueste Sensation nicht nur Tänzer und Jazzmusiker, sondern auch Juristen und ernsthafte Leute. Die sonst so nüchtern denkende Advokatenwelt beschäftigt sich in ihrer Fachpresse auch mit dieser Angelegenheit.

Es geht wieder um Bananen! Die Verlegerfirma Smith & Walker hat vor kurzem einen Saisonschlager über das an sich nicht mehr sehr neue Bananenthema herausgebracht, nur mit der Variante, daß der Refrain lautet: „Haben Sie schon einmal eine ganz gerade Banane gesehen (Have You ever seen a straight Banane.) Tatsächlich hat bisher kein Sterblicher die so gewachsene Frucht erschaut, aber da die Melodie die tanzlustigen Füße im ganzen vereinigten Königreich elektrisierte, ging die geschäftstüchtige Firma noch einen Schritt weiter. Um das Publikum zum Kauf der Noten dieses Schlagers zu ermutigen, wurde ein Preis von 1000 Pfund demjenigen zugesagt, der im Geschäftslokal des Verlagshauses eine ganz gerade gewachsene Banane vorzeigen könne. Die ausgesetzte Belohnung brachte John Hartley, einen kleinen Eisenbahnbeamten und Amateurgärtner um seine Ruhe. Nach vielen mühevollen Versuchen gelang es ihm, im Treibhaus durch besonders konstruierte Apparate eine gerade gewachsene Banane zu züchten. Mr. Hartley war aber Geschäftsmann. Er ging mit der sorgfältig verpackten Frucht zu einem Notar und ließ sich bescheinigen, daß der Besitzer der Frucht, dessen Lichtbild bei den Akten liegt, eine ganz gerade gewachsene Banane gezüchtet habe und alleiniger Besitzer dieser Rarität sei. Die Banane wurde nach dem notariellen Protokoll in ein Safe der Westminster Bank deponiert und bei Lloyds versichert. Mit der Police und dem notariellen Akt begab sich Mr. Hartley zu Smith & Walker und verlangte den ausgesetzten Preis.

Die ganz entgeisterten Verleger lehnten jede Unterhaltung über das Thema ab und verweigerten die Zahlung der Belohnung unter Hinweis darauf, daß es sich nur um einen Reklamescherz gehandelt habe. Der Züchter stellte sich natürlich auf den entgegengesetzten Standpunkt, um so mehr, da der Aufruf nicht in einem Witzblatt veröffentlicht war, sondern in dem Schaufenster des Hauses Smith & Walker aushing. Außerdem beauftragte Mr. Hartley seinen Advokaten, einen Prozeß gegen das Verlagshaus anzustrengen. Der Advokat befragte die berühmtesten Londoner juristischen Koryphäen und strengte danach die Klage an. Das ganze tanzende London wartet mit Ungeduld auf das Urteil und bevorzugt weiter den Tanzschlager von der gerade gewachsenen Banane, die nunmehr tatsächlich existiert und ihrem Züchter wahrscheinlich viel Geld einbringen wird.



Bunte Chronik



* **Der Magen als Wünschelrute.** Eine ganz besondere Wünschelrute besitzt der Amerikaner L. F. Hesemann in Nebraska an seinem Magen. Es wird ihm übel, wenn er über Öl führenden Boden geht. Er hat schon als Knabe die merkwürdige Beobachtung gemacht, daß er einen bestimmten Teil der Farm seines Vaters nicht betreten konnte, ohne daß sein Magen dagegen Einspruch erhob. Damals konnte man sich das jedoch nicht erklären. Als er aber später dasselbe unangenehme Gefühl hatte, wenn er über bekannte Ölfelder ging, und dann noch feststellte, daß auf dem Teil der väterlichen Farm, dessen Betreten ihm früher stets Unbehagen bereitete, sehr ergiebige Ölquellen erbohrt worden waren, bekam er eine Ahnung von dem Schatz, den sein Magen darstellt. Er verlegte sich natürlich sofort darauf, diese Fähigkeit durch Erfahrung weiter auszubilden, und ist jetzt überzeugt, nicht nur das Vorhandensein von Öl anzeigen, sondern auch Angaben über die Ergiebigkeit einzelner Bohrungen machen zu können. — Wenn man solchen aus Amerika kommenden Nachrichten auch oft mit gewisser Vorsicht begegnen muß, so dürfte die vorliegende doch durch Erfahrungen zahlreicher Wünschelrutengänger an Wahrscheinlichkeit gewinnen; denn auch bei diesen steigern sich gelegentlich die im allgemeinen nur in Bewegungen der Wünschelrute auslaufenden Einflüsse auf das Nervensystem zu leichten Krankheitserscheinungen.

Lustige Rundschau



* **Gut gegeben.** „So, hier haben Sie zwei Pfennig, lieber Mann, und nun sagen Sie mir mal, wodurch Sie so tief gesunken sind!" — „Ich hatte denselben Fehler wie Sie, schöne Frau, ich war zu freigebig!"

*

* **Letzte Lösung.** Die Köchin will heiraten. Kündigt. Was Madame nicht paßt. „Wenn Sie auf Ihre Heirat verzichten", versucht sie ein letztes, „bin ich sogar bereit, Ihnen neue Gardinen für unsere Küche zu kaufen."

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.